

Zeitschrift: Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz
Band: 68 (1974)
Heft: 2

Rubrik: Blick in die Welt

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 20.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Nahost-Friedenskonferenz in Genf

Mit drei Tagen Verspätung wurde am 21. Dezember 1973 im ehemaligen Völkerbunds-Palast in Genf die Nahost-Friedenskonferenz eröffnet. Beinahe wären die grossen Vorbereitungen in Genf umsonst gewesen und die Welt um eine Hoffnung ärmer geworden. Es nehmen an der Konferenz teil: Aegypten, Israel und Jordanien sowie Vertreter der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten von Amerika (USA). Ein Tisch blieb leer. Er war für die Vertreter von Syrien bestimmt. Doch die Regierung dieses Landes wollte nicht mitmachen.

Die erste Sitzung wurde von UNO-Generalsekretär Kurt Waldheim geleitet. Seither, das heisst bis heute, gab es fünf weitere Sitzungen. Aber es wird sicher noch unzählige Sitzungen geben müssen, bis es zum Abschluss eines Friedensvertrages kommt. Bis jetzt gab es nur vorbereitende Verhandlungen, die den Waffenstillstand sichern sollen. Man stellte einen Plan für das Auseinanderrücken der Kriegsfrenten auf. Zwischen den einander gegenüberstehenden Armeen soll ein Sicherheitslandstreifen geschaffen werden, in dem UNO-Truppen und -Vertreter das Einhalten des Waffenstillstandes überwachen sollen. Bis heute steht dieser Plan immer noch auf dem Papier. Und seither wurde der Waffenstillstand auch wieder ein paarmal gebrochen. Aber solange es trotzdem immer wieder zu Gesprächen kommt, darf man weiter hoffen. Mehr als 25 Jahre lang hat es keine Gespräche zwischen den feindlichen Parteien gegeben. Da muss man eben viel Geduld haben und mit ganz kleinen Fortschritten zufrieden sein.

Das Flüchtlingsproblem

Die arabischen Konferenzteilnehmer haben von Anfang verlangt, dass Israel alle besetzten Gebiete auf der Sinai-Halbinsel, in Westjordanien und auf den syrischen Golanhöhen räumt. Vielleicht wird Israel diese Forderung erfüllen müssen. Aber auch dann sind nicht alle Probleme gelöst und der Frieden gesichert. Denn es gibt noch ein Flüchtlingsproblem. Die bei der Gründung des Staates Israel aus dem Lande geflüchteten Araber wollen wieder in ihre Heimat zurückkehren. Denn auch für diese Menschen ist Palästina, d. h. das Land zwischen Mittelmeer und Jordanien und zwischen den Golanhöhen und der Halbinsel Sinai, Heimatland gewesen. Diese geflüchteten Araber nennen sich Palästinenser. Dieser Name ist sicher allen Lesern bekannt. Denn es sind Palästinenser gewesen, welche die ganze Welt



durch ihre Flugzeugentführungen, durch ihre Menschenmorde an der Olympiade und zuletzt noch auf dem römischen Flughafen erschreckt haben. Das Flüchtlingsproblem wird wahrscheinlich das schwierigste Problem für die Friedenskonferenz sein.

Die Oel-Konferenz in Genf

Fast zur gleichen Zeit hat in Genf eine zweite wichtige Konferenz begonnen. Die Vertreter der 13 ölexportierenden Länder der Welt (in Asien, Afrika und Südamerika) sind hier zusammengekommen. Sie diskutieren in Genf über die Oelpreise. Auch die arabischen Oelländer wollen den Oelhahn nicht zudrehen. Sie wollen weiter ihr flüssiges Gold aus den Erdölquellen verkaufen. Aber sie lassen sich den Preis für ihr Erdöl nicht mehr von grossen Erdölgesellschaften wie ESSEX usw. vorschreiben. Sie wollen den Preis selber bestimmen. Der Preis für das Rohöl aus den Oelländern am Persischen Golf betrug im Oktober 1973 pro Fass zu 159 Liter noch 3,3 Dollar. In Genf spricht man von höheren Preisen. Einige Länder wollen pro Fass bis zu 20 Dollar verlangen. Auf jeden Fall wird man in Zukunft bedeutend mehr für das importierte Rohöl bezahlen

müssen. Dies bedeutet, dass auch die Preise für Benzin und Heizöl noch höher steigen werden.

Amerika und England haben noch andere Sorgen

In den USA ist es immer noch ungewiss, ob Präsident Nixon im Präsidentenamte bleiben kann. Denn der Watergate-Skandal ist noch nicht vergessen. Im Gegenteil, der Meinungskampf geht unvermindert weiter. Dazu kommen noch die Entlassungen der vielen Tausenden von Arbeitern in der Autoindustrie und bei den Fluggesellschaften wegen Mangel in der Autoindustrie.

In England musste deshalb ab Neujahr die Dreitageweche eingeführt werden. Das heisst, es kann in vielen Betrieben nur noch an drei Tagen gearbeitet werden. Dies bedeutet, dass auch weniger Lohn verdient werden kann. Die Engländer müssen auch neue Bombenanschläge befürchten. Die irischen Freiheitskämpfer haben über den neuen Minister für die irischen Probleme bereits das Todesurteil gesprochen.

So gibt es also auch im neuen Jahr noch viel Unsicherheit und Unruhe in der Welt. Trotzdem muss und darf man weiter hoffen. Ro.



Eröffnungssitzung im Palais des Nations in Genf: Der leergebliebene Tisch rechts ist für die Delegation Syriens bestimmt, die in einer späteren Phase möglicherweise doch noch an der Konferenz teilnehmen wird.

Teuerungen und Hungersnöte

Ein Kapitel aus der Schweizer- und Weltgeschichte

Der «Oelkrieg» der Araber hat uns erneut gelehrt: Auch wir Schweizer sind eng verbunden mit der Weltgeschichte, ob wir es wollen oder nicht. Das ist schon immer so gewesen. Wir möchten dies heute an zwei Beispielen aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts zeigen.

Die Kontinentalsperre Napoleons

Napoleon, von 1804 bis 1814/15 Kaiser der Franzosen, war ein ehrgeiziger Mann. Alle Könige und Fürsten Europas und auch die Eidgenossenschaft sollten ihm, als dem obersten Herrn, gehorchen. Napoleon erreichte dieses Ziel beinahe. Er führte viele Kriege und blieb Sieger. Den grössten Sieg errang er am 2. Dezember 1802 in der Schlacht von Austerlitz in Böhmen gegen Kaiser Franz von Oesterreich und Zar Alexander I. von Russland.

Im gleichen Jahr hatte er aber bei Trafalgar eine Seeschlacht gegen England verloren. Napoleon merkte, dass er England nicht mit Waffengewalt besiegen konnte. Er dachte: Wenn England auf dem Festland nichts verkaufen und nichts einkaufen kann, so wird sein Handel zerstört. Die englischen Werkstätten und Fabriken werden stillstehen. Bald wird es an Arbeit und Brot fehlen. Die Armut wird gross werden. Der Staat wird darum auch weniger Steuern erhalten und kein Geld mehr haben für den Bau von Kriegsschiffen. England wird von Jahr zu Jahr schwächer werden. Und zuletzt werde ich es dann doch besiegen können.

Napoleon gab darum im Jahre 1806 von Berlin aus den Befehl: Jeder Handel mit England ist ab sofort verboten. Kein Schiff, das aus England oder aus den englischen Kolonien kommt, wird in irgendeinem Hafen auf dem europäischen Festland eingelassen. Es dürfen auch keine Waren nach England ausgeführt werden. So blieb der ganze Handel des europäischen Kontinents mit dem Inselreich England gesperrt. Man nennt diese Handelssperre darum **Kontinentalsperre**. Und Napoleon sorgte auch dafür, dass sein Befehl durchgeführt wurde. Kein Land durfte es wagen, dem Befehl nicht zu gehorchen.

Napoleon duldet keine Konkurrenz aus der Schweiz

Unser Land zählte in jener Zeit knapp zwei Millionen Einwohner. Der weitaus grösste Teil der Bevölkerung arbeitete in der Landwirtschaft. Der übrige Teil war im Handel, handwerklichen Gewerbebetrieben und in der Heimindustrie tätig.

Als wichtigste Heimindustrie betrieb man schon seit langem das Spinnen und Weben.

So gab es z. B. im Appenzellerland, im St.-Gallischen und im Zürcherland Tausende von Spinner- und Weberfamilien. Sie arbeiteten im Auftrag von Stoffhändlern. Schweizerische Baumwoll- und Seidentücher waren in den meisten europäischen Ländern bekannt und wurden gerne gekauft. Baumwolle und Rohseide musste unser Land aber einführen. Napoleon verteuerte nun den Import dieser Rohstoffe durch ungeheuer hohe Durchgangszölle oder er verhinderte sogar deren Einfuhr. Er wollte nicht, dass die in der Schweiz gewobenen Tücher den französischen Tüchern Konkurrenz machten. Darum verbot er die Ausfuhr der schweizerischen Webwaren nach Frankreich, Italien, Holland und anderen Staaten.

Das war ein harter Schlag für unsere Spinner- und Weberfamilien. Sie verloren Arbeit und Verdienst. Vergebens bat die Eidgenössische Tagsatzung (die damalige oberste Behörde unseres Landes) den mächtigen Franzosenkaiser in einem Schreiben, er möchte wenigstens die Ausfuhr nach einigen wenigen Ländern erlauben. Aber Napoleon gab nicht einmal eine Antwort. Er schieg einfach.

Zuwenig oder kein Verdienst und dazu Teuerung

Schon das Jahr 1799 war für das Schweizervolk ein Unglücksjahr gewesen. Es

hatte unter dem Kriege furchtbar gelitten. Weite Landstrecken von Schaffhausen bis an den Gotthard waren furchtbar verwüstet worden bei den Kämpfen österreichischer und russischer Heere gegen die Franzosen. Zu allem Unglück war das Jahr 1799 noch ein Missjahr. Es konnten viel zu wenig Nahrungsmittel geerntet werden. Der Brotpreis stieg auf das Dreifache. Viele Menschen, besonders in den Berggegenden, mussten Hunger leiden.

Von weiteren Hungerjahren erzählen folgende Berichte:

Ein Bericht aus dem Glarnerland aus dem Jahre 1813

In einem Bericht aus dem Jahre 1813 können wir lesen:

«Im Kanton Glarus wurden die Lebensmittel schon im Jahre 1800 so teuer und die Verdienstlosigkeit und der Hunger so gross, dass fast 1200 Menschen, meistens Kinder, bei ihren eidgenössischen Brüdern Aufnahme suchen mussten. Seither machte das Elend nur kurze Pausen und wurde immer grösser und rettungsloser. Im Anfang der Not konnte man noch manches Hausgerät verkaufen. Man hatte noch Betten, Kleider, erspartes Geld. Aber jetzt ist alles dahin. — In mehreren Dörfern hat ein grosser Teil der Leute nicht soviel Kleidung, dass sie zur Kirche und die Kinder zur Schule gehen dürfen. Auch besitzen viele kein Bett mehr. Mehrere arme Familien wohnen in Haufen zusammen in gemeinsamen abscheulichen Wohnungen. Die Stuben sind vollgepfropft, die Fenster durchlöchert und mit Lumpen verstopft.



Das erste Fruchtschiff im Hafen von Rorschach nach den Hungerjahren 1816 und 1817

Wochenlang sehen die Aermsten kein Brot. Ihre Nahrung besteht Woche für Woche aus gekochten Kartoffeln und schwarzem Kaffee, denn die Milch ist zu teuer. Solche Haushaltungen gibt es im Land mehr als die Hälfte. Und jetzt schon, Ende Februar, haben viele Leute keine Kartoffeln mehr. Schon letztes Frühjahr gingen vom rasenden Hunger getriebene Menschen aufs Feld, um wilde Kräuter zu verzehren.»

Die Hungerjahre 1816 und 1817 im Appenzellerland

Auch im Appenzellerland gab es wegen der Kontinental Sperre Verdienstlosigkeit und viel Not. Alles wurde noch viel schlimmer, als die schlechte Witterung im Jahre 1816 dazu noch einen Mangel an Nahrungsmitteln brachte. Die Sommermonate waren kalt und nass. Mit knapper Not konnten die Bauern das Futter für ihr Vieh unter Dach bringen. Die Kartoffeln im Boden verfaulten. Der Winter begann schon im Oktober. Der Hafer und andere Halmfrüchte blieben den ganzen Winter durch unter dem Schnee.

Aber nicht nur in unserem Lande war es so. In ganz Europa gab es wegen der Nässe und Kälte magere Ernten. Die Getreideländer behielten die Vorräte für sich, sie verboten die Ausfuhr in unser Land.

Schon zu Anfang des Jahres 1817 verhungerten viele. Man fand ihre Leichen auf offener Strasse, hinter Hecken usw. Viele Menschen verzweifelten und töteten sich selbst. Familienväter und junge Burschen wanderten scharenweise in fremde Kriegsdienste. — Viele Leute gingen auf den Gassenbettel. In Herisau klopfen z. B. einmal an einem Tag 950 bettelnde Menschen an die Haustüre. Von den rund 1600 Einwohnern in Hundwil gingen regelmässig 800 bis 900 Personen betteln, und 200 starben innert einem Jahre wegen Mangel an Nahrung. In Ausserrhoden mussten im August 12 000 Personen unterstützt werden. Das war fast ein Drittel der ganzen Bevölkerung. Und das kleine Innerrhoden beklagte am Schluss des Hungerjahres einen Menschenverlust von 941 Seelen, obschon die Gemeinde Appenzell allein 3400 Arme unterstützt hatte.

Helfer in der Not

In dieser schlechten Zeit gab es aber auch viele Helfer. Nicht nur reiche Bürger der benachbarten Stadt St. Gallen halfen. Auch aus anderen Kantonen kam Hilfe. So sandten Genf, Neuenburg, Lausanne, Bern und Basel Hilfsgelder. Sogar der russische Zar (Kaiser) Alexander half. Er spendete 200 000 Franken als Hilfe für die vom Elend am stärksten betrof-

fenen Gebiete. Appenzell AR und IR erhielten zusammen 60 000 Franken.

Im August 1817 durfte man wieder hoffen

Der appenzellische Landammann Jakob Zellweger war an die Königshöfe von Stuttgart und München gereist. Er brachte gute Botschaft nach Hause. Die Regierungen dieser Länder bewilligten die Ausfuhr von Getreide. Jede Woche durfte eine bestimmte Menge ausgeführt werden. Am 21. August fuhr das erste Fruchtschiff mit vollen Segeln in den Hafen von Rorschach ein. Es war geschmückt mit Blumen und Bändern. Die Schifflleute jubelten, das am Hafen versammelte Volk jubelte (siehe Bild). Noch im gleichen Jahr erlaubte Deutschland wieder freie Ausfuhr von Getreide, denn das Wetter in diesem Sommer war gut gewesen. Es gab auf den Getreideäckern

Schwarze Gäste im Dorf

Im Winterhalbjahr bekommt das Dorf Appenzell täglich Besuch durch ganze Scharen schwarzer Gäste. Sie kommen auf dem Luftweg in das Dorf und verlassen es wieder auf dem Luftweg. Sie nehmen es mit dem An- und Rückflug sehr genau. Jeden Tag, wenige Minuten vor acht Uhr, segeln Bergdohlen gruppenweise im Tiefflug gegen das Dorf. Sie halten sich tagsüber hier auf und geniessen das reichlich vorhandene Futter. Oft besammelt sich die ganze Gästeschar von einigen hundert Vögeln entweder auf Hausdächern, auf dem Kirchturm oder in der Luft. Wenn abends die Sonne untergegangen ist und das Tageslicht abnimmt, verschwinden die taubengrossen

Worüber man vor hundert Jahren lachte

Eine lange Hochzeitsfreude

Das Ehepaar Konrad und Hanna war zu einer Hochzeit eingeladen, die in vier Wochen stattfinden sollte. Aber nur eines von ihnen war eingeladen. Wer sollte nun gehen? Konrad sprach zu Hanna: «Mir ist so eine Hochzeitsfeier nichts neues. Du kannst diesmal gehen. Dann bekommst Du einen fröhlichen Tag.» — So sprach man fast alle Tage von der Hochzeit. Und Frau Hanna hatte sich im Geheimen schon eine neue Haube angeschafft.

Endlich kommt der ersehnte Tag. Da sagt der Konrad beim Aufstehen: «Weib, gib mir ein frisches Hemd. Ich gehe doch selber zur Hochzeit.»

«Ei du lieber Gott, schon vier Wochen lang freue ich mich alle Tage auf die Hochzeit, und jetzt soll ich daheim bleiben!», schimpfte Frau Hanna.

Konrad antwortet: «Gerade darum. Du hast jetzt vier Wochen lang jeden Tag Deine Freude gehabt, jetzt wirst Du mir doch wenigstens für einen Tag eine Freude gönnen!»

(Aus alten «Appenzeller-Kalendern»)

eine reiche Ernte. Am Ende des Jahres sank der Brotpreis von 2 Gulden auf 40 Kreuzer. Die Teuerung war verschwunden.

Nach verschiedenen Berichten zusammengestellt von Ro.

Auch die Büchse schmeckt

Ein Amerikaner hat essbare Konservendosen erfunden. Als wichtigstes Rohmaterial für die Herstellung verwendete er Sojamehl. — Die Sojabohne ist in China, der Mandschurei und Japan seit Jahrtausenden eine wichtige Kulturpflanze. Sie liefert das Soja-Oel. Aus den ausgepressten Bohnen bereitet man das Sojamehl. Das ist ein wertvolles, eiweisreiches Nahrungsmittel. — Nachdem der Inhalt einer solchen Dose geleert ist, kann man die leere Dose in heissem Wasser oder heisser Milch gekocht und dann gegessen werden. Der Amerikaner hat mit seiner Erfindung noch ein anderes Problem gelöst: Man muss die leere Dose nicht mehr in den Kehrichtsack werfen! **

Rabenvögel wieder. Sie fliegen gruppenweise zurück in die nahen Berge des Alpsteins, wo sich ihre Horste in Spalten und Höhlen der Felswände befinden.

Früher flogen die Dohlen auch im Sommer und Herbst in das Dorf. Sie holten sich in den Auslagen der Fruchteläden die schönsten Kirschen, Pflaumen und Trauben. Die Ladenbesitzer hatten natürlich keine Freude an solchen Gästen, die verschwanden, ohne zu bezahlen. Sie verlangten von den Behörden, dass diese Gäste abgeschossen werden. Seit eine Anzahl Dohlen ihren Flug in das Dorf mit dem Leben bezahlen mussten, kommen die schwarzen Gäste nur noch in der Winterszeit. **

Der gestohlene Dieb

In einer amerikanischen Kleinstadt wurde ein mit einem gestohlenen Pferd erwischter Dieb vor den Richter geführt. Der Richter sprach: «Sie sind angeklagt, am hellen Mittag auf offener Strasse ein Pferd gestohlen zu haben.» Der Angeklagte verteidigte sich: «Das stimmt nicht, das Pferd hat mich gestohlen. Es ist nämlich so gewesen: Das Pferd war vor einem Wirtshaus angebunden. Aber es war viel zu kurz angebunden, es liess traurig den Kopf hängen. Als grosser Tierfreund hatte ich Erbarmen mit ihm. Ich band es los. Damit es nicht davongaloppiere, blieb ich bei ihm stehen. Ich wollte warten, bis sein Besitzer aus dem Wirtshaus komme. Nach einer Weile dachte ich: Du könntest auch sitzend auf den Besitzer warten. Und ich setzte mich auf das Pferd. Kaum aber sass ich im Sattel, als es mit mir über Stock und Stein davon galoppierte. Glücklicherweise brachten entgegenkommende Leute das Pferd zum Stehen, sonst hätte ich Hals und Beine gebrochen. — Habe ich nun das Pferd gestohlen, oder hat das Pferd mich gestohlen?»

Amerikanische Wissenschaftler erforschen das Winterleben der Bären

Es ist Spätherbst. Die Blätter fallen von den Bäumen. Die warme Herbstsonne vergoldet die Laubbäume. Die Farbenpracht dauert nur noch wenige Tage. Bald fegen Stürme über das Land, reissen die Blätter ab und wirbeln sie zu Boden. Es wird von Tag zu Tag kälter. Viele Tiere finden nur noch wenig Futter und verkriechen sich in Höhlen. Dort wollen sie den harten, kalten Winter verschlafen. Die Murmeltiere haben sich schon im September in ihre Erdgänge zurückgezogen. Andere Tiere beginnen auch bald den *Winterschlaf*.

Zu den Winterschläfern gehört auch der Bär. Bei uns gibt es keine Bären mehr. Aber in nordischen Ländern und in Nordamerika leben noch viele Bären. In den USA erforschten viele Wissenschaftler das Leben der Bären. Sie suchten während vieler Jahre die Winterhöhlen dieser Tiere, aber ohne Erfolg. Meister Braun versteckte sich heimlich und ohne Fussspuren zu hinterlassen an steilen Berghängen. Die Forscher wollten unbedingt die Winterlager der Bären finden. Und es gelang ihnen nach grossen Anstrengungen. Wie machten sie das?

Im Herbst 1965 lockten fünf USA-Tierforscher über 200 Bären mit Köderfleisch in gut getarnte Erdgruben. Dann schossen sie den Bären kleine Betäubungs-Ampullen (wie Pillen) in den Körper. Bald fielen die getroffenen Tiere in tiefen Schlaf. Nun untersuchten die Forscher die bewusstlosen Bären. Sie untersuchten ihr Blut, wogen ihr Körpergewicht und massen ihre Länge. Dann klemmten sie verschiedenfarbige Erkennungsmarken in ihre Ohren und legten ein Halsband mit einem Funkgerät um ihren Hals. Dieses tickte fast unhörbar. Die Signalzeichen konnten aber mit den Empfangsapparaten der Forscher gehört werden. Die Wissenschaftler flohen, bevor die Bären aufwachten. Aber sie blieben mit diesen durch die Funkgeräte dauernd verbunden.

Ende Oktober folgten die fünf Forscher den Bären in sicherer Entfernung. Die Signalzeichen der Funkgeräte konnten ihnen verraten:

1. Wenn der Bärensender regelmässige schwache Zeichen gab, schliefen die Bären.
2. Wenn die Zeichen laut und unregelmässig waren, stiegen die Bären Berghänge hinauf oder hinab.
3. Wenn die Tickzeichen nur noch schwach hörbar waren, hatten die Bären ihren Winterschlaf begonnen.
4. Die Signalzeichen konnten den Forschern auch verraten, in welcher Rich-



tung sich die Bären bewegten, ob ihre Winterlager nahe beieinander oder weit auseinander lagen.

Ende Oktober wurde es auf den Bergen des Felsengebirges kalt. Es schneite mehrmals, aber der Schnee schmolz nach einigen Tagen wieder. Die Forscher erwarteten, die Bären würden sich in ihre Höhlen zurückziehen. Aber trotz Kälte und Schnee wanderten die braunen Gesellen noch immer weiter. Die Forscher folgten ihnen mit ihren Funkgeräten, die ihnen mit dem Ticken die Richtung wiesen.

Nach langen Wartewochen wütete am 11. November ein schrecklicher Schneesturm. Nun bewegten sich die Versuchstiere gegen ihre Höhlen, die weit auseinanderlagen. Alle Höhleneingänge

waren an steilen Nordhängen unter dem Wurzelwerk grosser Bäume. Die Forscher folgten den Tieren in angemessener Entfernung. Ohne die tickenden Funkgeräte hätten sie die Höhlen nicht gefunden; denn der Sturm hatte alle Spuren im Schnee verweht.

Endlich schauten die Männer von ferne zu, wie die Bären sich unter den Wurzeln hindurch in die Höhle zwängten. Dann hörten sie bald ein leises Brummen, das nach kurzer Zeit verstummte. Die Bären waren eingeschlafen. Schon nach kurzen Minuten deckte eine dichte Schneedecke die Höhleneingänge zu. Kein Mensch hätte nun ohne technische Hilfsmittel die Bärenhöhlen noch finden können.

Alle legten sich am gleichen Tag schlafen

Die Forscher kehrten in ihre Hütten zurück und horchten mit ihren Geräten auf die schwachen Funksignale von über 200 Bären. Alle Versuchstiere hatten am gleichen Tag an ganz verschiedenen Orten ihre Höhlen aufgesucht. — Wer hatte diesen Tieren befohlen, sich am 11. November schlafen zu legen? Wer hatte ihnen prophezeit, dass dieser Schnee nicht mehr schmelzen werde? Wer hatte ihre Höhleneingänge gegen Feinde und die Winterkälte geschlossen? Die Forscher können diese Fragen nicht beantworten. Sie staunen über den sicheren Instinkt, der diese Tiere vor Unheil schützt. O. Sch.

Eine Tasse echten Ceylon-Tee, bitte!

Die Insel Ceylon an der Südspitze von Vorderindien gehört zu den drei wichtigsten Teellieferanten der Welt. Im Jahre 1970 wurden auf Ceylon 211 400 Tonnen Teeblätter geerntet. (Indien: ca. 400 000 Tonnen und China ca. 160 000 Tonnen.) Der 1 bis 2 Meter hohe Teestrauch wird in grossen Plantagen (Pflanzungen) angebaut. Tee ist für Ceylon das wichtigste Exportgut. Der Anteil von Tee an der gesamten Ausfuhr beträgt 50 bis 60 Prozent. Man kann deshalb sagen: ein grosser Teil der Bevölkerung lebt von den Einnahmen aus dem Tee-Export. Aber wie gut können die Leute davon leben? Wieviel verdienen sie?

Fr. 1.33 pro Stunde oder pro Tag?

Dreimal jährlich können von den Sträuchern frische Blätter gepflückt werden. Das ist die Arbeit von Frauen. Die Tee-pflückerinnen sind von morgens 7.30 Uhr bis nachmittags um halb fünf Uhr an der Arbeit. Ihr Verdienst beträgt Fr. 1.33, aber nicht pro Stunde, sondern

pro Tag! Dazu erhalten sie vom Arbeitgeber die Verpflegung. (Die Regierung bezahlt dem Arbeitgeber dafür eine Subvention = Beitrag.) Die in Rationen verteilten Nahrungsmittel bestehen aus Reis, Mehl, getrocknetem Fisch und Zucker. Alle anderen Lebensmittel müssen die Frauen selbst bezahlen. Wenn sie alles bezahlt haben, bleibt ihnen monatlich noch ungefähr Fr. 1.20.

Wo wohnen sie?

Die Arbeitgeber sorgen für die Unterkunft. Die meisten Arbeiterinnen wohnen in zerfallenen Baracken, ohne Wasser und ohne WC. Oft werden 12—15 Personen in ein Zimmer hineingestopft. Die neuesten Baracken sind 25 Jahre alt. Einige Baracken sind aber schon über 100 Jahre alt. Der Durchschnitt liegt etwa bei 50 bis 70 Jahren. Die Dächer sind undicht. Die Wände und Böden haben tiefe Ritzen.

Alle Arbeiterinnen und Kinder sind unterernährt und leiden an Blutarmut. Viele leiden an Kwashiorkor, das heisst

Mangel an Eiweiss. (Eiweiss ist der wichtigste Bestandteil unserer Muskeln, des Blutes und der Nerven. Eiweissreiche Nahrungsmittel sind: Fleisch, Milch, Käse, Eier, Hülsenfrüchte und Getreidekörner.) Aerzte haben vierjährige Kinder gefunden, die nicht grösser als zweijährige sind. Sie werden ihren zehnten Geburtstag nicht erleben, wenn sie nicht in ärztliche Pflege kommen und bessere Nahrung erhalten.

Wieviel verdienen die Besitzer der Plantagen?

Die Arbeiterinnen auf den Teeplantagen verdienen bei ihrem Tageslohn von Fr. 1.33 im Jahr etwa 400 Franken. Ceylon war von 1802 bis 1948 eine britische Kolonie. Die Besitzer der Teeplantagen sind darum Engländer. Zwei der grössten Gesellschaften (Firmen) sind «Brooke Bond» und die «Kooperative Genossenschaft Englands und Schott-

lands». Ihre Geschäftsteilhaber wohnen in England.

«Brooke Bond» konnte im Jahre 1972 einen Gewinn von mehr als 100 Millionen Franken machen. Dieser Gewinn entspricht den Jahreslöhnen von 250 000 Arbeiterinnen auf Ceylon. Die 33 000 Geschäftsteilhaber der Firma kassierten durchschnittlich 830 Franken, also den doppelten Jahreslohn einer Teeplückerin.

Die «Kooperative Genossenschaft» hatte einen Reingewinn von 8,1 Millionen Franken. Das ist ungefähr soviel wie 20 000 Arbeiterinnen auf den Plantagen der Firma auf Ceylon an Jahreslöhnen verdienen.

«Eine Tasse echten Ceylon-Tee, bitte!» Wer denkt an die so erbärmlich schlecht bezahlten Teeplückerinnen auf der Insel Ceylon, wenn er in einem «Tea-room» seinen aromatischen Ceylon-Tee geniesst? **

nur gewöhnliches Wasser nehmen, das ist ganz egal, beides wirkt gleich gut!» — Wie nennt man Menschen, die vornehmer sein wollen als andere Leute? Snobs! Diese Sorte von Menschen gibt es heute noch, sogar unter den . . . , nein, das schreibe ich nicht. **



«Seien Sie doch freundlich und erwidern Sie den Gruss. Ich habe ‚Guten Tag, Herr Nachbar‘ gesagt.»

Interessantes in Kürze

Sveitsari—UdSSR, dwa, dwa!

Es war tief im Innern Russlands, zirka 200 km von der chinesischen Grenze entfernt. Wir befanden uns auf einer Studentenreise. Monatlang hatte ich für die Reise gespart und ein paar Brocken Russisch gelernt. Am frühen Morgen kauften wir uns auf dem bunten Markt einer Ortschaft ein paar Melonen. Sofort wurden wir umringt von einer Schar Buben. Sie streckten uns ihre Sackmesser entgegen, damit wir die süssen, saftigen Früchte aufschneiden konnten. Die kleinen Russen wollten mit uns ein Gespräch anfangen. Sie fragten uns natürlich zuerst, aus welchem Lande wir gekommen waren. Wir sagten ihnen, dass wir Schweizer seien. Da leuchteten ihre Gesichter auf, und glücklich schrien sie: «Sveitsari—UdSSR dwa, dwa!» — Verständnislos schauten wir die Buben an. Sie wiederholten den Spruch. Und einer sagte dazu noch auf Russisch: «Fussball». — Aha, jetzt verstand ich. Vor einigen

Jahren hatte die schweizerische Fussball-Nationalmannschaft in einem Freundschaftsmatch gegen Russland gespielt. Das Spiel endete unentschieden 2:2. (Russisch heisst das: dwa, dwa!). Wahrscheinlich war dies das Einzige, was die Buben von der Existenz unseres kleinen Landes wussten! (In der Basler «NZ» gelesen)

Wohin verschwand die Million Franken?

Im Oktober vergangenen Jahres stand ein 59jähriger Mann vor dem Zürcher Obergericht. Er wurde wegen Betrug und Urkundenfälschung zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Der Mann war ein Heiratsschwindler. Er hatte seiner Freundin jahrelang die Heirat versprochen und von ihr im Laufe von sieben Jahren total 1,1 Millionen Franken bekommen, damit er Güter und Grundstücke kaufen könne. Die Freundin bekam viele Kaufverträge zu sehen, aber die waren alle gefälscht. (Man nennt dies: Urkundenfälschung.) Eines Tages wurde das leichtgläubige Fräulein aber doch misstrauisch, und dann wurde der Betrug entdeckt. Was hatte der Schwindler mit den 1,1 Millionen Franken gemacht? Er hatte den grössten Teil des Geldes beim Lotto- und Totospiel in Westdeutschland verloren! **

Vornehmer als andere Leute

Professor Dr. med. Robert Koch, der weltberühmte Entdecker des Tuberkulose- und des Cholerabazillus, war in seinen jungen Jahren ein einfacher Landarzt. Einmal wurde er mitten in der Nacht zu einer reichen Gutsbesitzerfamilie gerufen, weil das einzige Söhnchen leicht erkrankt war. Robert Koch untersuchte das Kind sorgfältig. Dann sagte er zur Frau des Hauses: «Machen Sie dem Buben einen kalten Umschlag.» — «Was, nur einen kalten Umschlag? Und dazu soll ich wahrscheinlich gar noch gewöhnliches kaltes Wasser nehmen?», sagte die Frau verärgert. Robert Koch antwortete: «Ja, gnädige Frau. Sie können natürlich auch einen Umschlag mit Sekt (teurer Schaumwein) machen, das ist vornehmer. Aber ob Sie Sekt oder

Bitte beachten

Dieser Nummer liegt der Einzahlungsschein für das Abonnement bei. Dieses muss immer zu Beginn des Jahres bezahlt werden. Das Abonnement kostet jetzt Fr. 20.— für das ganze, oder Fr. 11.— für das halbe Jahr. Wer für 1974 bereits bezahlt hat, soll noch Fr. 5.— für den Teuerungszuschlag einzahlen. Herzlichen Dank und freundliche Grüsse
der GZ-Verwalter.

Ein neuer Gehörlosen-Taschenkalender

Leider ist der vom SGB herausgegebene Schweizerische Gehörlosen-Taschenkalender 1971 zum letztenmal erschienen, weil er ein Verlustgeschäft zu werden drohte. Schade! Denn er war mit dem Adressenverzeichnis ein nützliches Nachschlagewerklein. Auf dieses gedruckte Verzeichnis muss man trotzdem nicht mehr verzichten. Man findet es jetzt auch im Gehörlosen-Taschenkalender 1974/75, der von Max Härdtner in Frankfurt a. M. herausgegeben wird.

Dieser Taschenkalender im Format 15 x 10 cm enthält folgende Verzeichnisse mit genauen Adressangaben: Deutscher Gehörlosen-Bund mit angeschlossenen Verbänden, Gehörlosenvereine der BRD und der Gehörlosen-Organisationen der DDR, Weltverband der Gehörlosen mit sämtlichen angeschlossenen Landesverbänden, Weltausschuss für Gehörlosensport mit den angeschlossenen Gehörlosen-Sportvereinen in aller Welt, Gehörgeschädigtenverbände in Europa, Gehörlosen-Verbände und -Vereine in Luxemburg, Oesterreich und der Schweiz, alle Zeitschriften für Gehörlose in deutscher Sprache usw. usw. Dieser Taschenkalender besitzt einen flexiblen Einband. Preis pro Exemplar, inkl. Porto: Fr. 8.—. Adresse des Herausgebers: Max Härdtner, Elkenbachstr. 14, 6 Frankfurt a. M. 1. — Bestellungen können auch gerichtet werden an: Herrn Karl Weidinger, Sonnenbühlstr. 4, 8636 Wald ZH.



«Gut dass du nach Hause kommst! Das Bügeleisen wird nicht mehr warm.» (Die Zeichnung gut beobachten.)